

dtv

•••••  
**BOOKS TO GO**

**»Fleißig bin ich wirklich nicht. (...) Ich schreibe eigentlich nur, wenn ich dazu Lust habe. Ich mache es nur zum Spaß, so wie man Sandburgen baut.«**

***Irene Dische***

*Irene Dische* wurde in New York geboren und studierte an der Harvard University. Seit 1977 lebt sie in Berlin und Rhinebeck/USA. Die Autorin wurde unter anderem mit dem Deutschen Kritikerpreis und dem Jeanette-Schocken-Preis ausgezeichnet. Zu ihren bekanntesten Werken zählen ›Fromme Lügen‹ (1989), ›Großmama packt aus‹ (2005) und ›Loves/Lieben‹ (2006).

**Irene Dische**

**Der Doktor  
braucht ein Heim**

Erzählung

Übersetzt von Reinhard Kaiser

Deutscher Taschenbuch Verlag

April 2009  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv-books-to-go.de](http://www.dtv-books-to-go.de)  
Auf deutsch erstmals 1990 erschienen  
© 1990 by Irene Dische  
© 2007 by Hoffmann und Campe Verlag GmbH, Hamburg  
Umschlaggestaltung: ARTPOOL, München  
Umschlagdekor: ›Jardin des plantes‹,  
Designer: Lars Contzen  
Gesetzt aus der Optima 9,75/14,5'  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-08221-1

Überall, wo ich bin, ist auch sie. Ein Geist ist kein Gegenstand, er ist ein Zustand.

Zescha war in all den Frauen gegenwärtig, die in meinem Leben kamen und gingen. Auf der Haut dieser Frauen spürte ich Zeschas Wärme, in ihrer Erregung Zeschas verzückte Zustimmung, und wenn sie in ihrem Gebaren erkalten, verließ Zescha sie, kam zu mir, haßte sie für mich, doppelt so heftig wie ich. Unlängst sind zwei Frauen unfreundlich zu mir gewesen, und Zescha ist wütend: »Sieh mal, wie gut du ausiehst! Das dichte Haar, der energische Ausdruck, die klugen Augen. Aber du hältst dich ein

bißchen krumm, sitz gerade – das Kinn hoch. Na also. Was für ein Mann! Diese Gänse wissen gar nicht, was sie sich entgehen lassen.«

Eine der Frauen heißt Barbara, sie war meine Haushälterin. Sie war bildschön, blond und sinnlich, ihr Auftreten und ihre Art zu sprechen hatten etwas aufregend Gewöhnliches – eine polnische Madonna.

Aber gerade deshalb konnte Zescha sie nicht leiden. Zescha hatte immer so etwas Vergeistigtes, auch wenn sie auf Erden wandelte. Gegen vulgäre Menschen verschloß sie sich. Ihre tief-liegenden Augen wirkten dann leer, und ich wußte, daß diese Leere Abscheu bedeutet. Sie empfand Abscheu vor Barbara. Und wenn ich dieses dicke polnische Mädchen lieb koste, das nach Kleingeld und billigen Süßigkeiten roch, dann wand sich Zescha unwillig in meinen Armen.

Sie ist überglücklich, weil Barbara mich ver-

lassen hat, obwohl die äußeren Umstände unerfreulich waren: Barbara brachte einen anderen Mann mit nach Hause. Ich fand die beiden in ihrem Bett, ineinander, aneinandergediebt. Barbara war wütend über die Störung. Sie löste sich von ihrem Liebhaber (ein Einfaltspinsel, ein junger Puertoricaner, ihr Fahrlehrer), richtete sich zu ihrer ganzen prachtvollen Größe auf, so daß ihr Gehänge vor meiner Nase wippte, packte mich, wie Kongreßpolen in seinen schönsten Träumen nach Galizien griff, und schleuderte mich ins nächste Zimmer, daß mein Blut Zeichen an der Wand hinterließ.

Dann tauchte ihr Fahrlehrer auf. Er hatte sich in aller Stille angekleidet, weißer Anzug. Ich muß zugeben, er machte einen ordentlichen Eindruck. Als er sah, was sie tat, versuchte er sie zu bremsen. Er schrie sie an: »Laß den Doktor in Ruhe!« Ich sagte mir: Der ist dein Freund.

Die Polizei versuchte mir das auszureden: Sind Sie denn ein Teddybär? Keine Frau könnte Sie durch zwei Zimmer schleudern. Sie nahmen den Fahrlehrer fest, Barbara packte ihre Taschen, während ich meine Aussage machte, und als ich das hinter mir hatte, war sie schon unterwegs zu ihrer Mutter.

Ich brauchte Zeschas Trost, und sie spendete ihm mir reichlich in den Umarmungen und freundlichen Worten einer Nachbarin. Die Nachbarin säuberte die Wand und die Teppiche mit einer Speziallösung zur Beseitigung von Blut auf Möbeln, die man heutzutage kaufen kann. Meine Auseinandersetzung mit Barbara ist demnach nichts Ungewöhnliches. Im nachhinein bin ich übrigens ziemlich stolz darauf. Es ist der erste handfeste Streit mit einer Geliebten, den ich je hatte. In dieser Hinsicht ist das Leben an mir vorübergegangen, teils wegen der Zuneigung zu Zescha, meiner Schwester. Teils weil

ich nicht zu diesen kräftigen, potenten Muskelmännern gehöre, die im Kino gezeigt werden und von denen es auf der Straße nur so wimmelt. Zescha sagte immer, ich sei der einzige Mann in ihrem Leben, geschmeichelt aber fühlte ich mich deshalb nicht, denn es ändert nichts daran, daß ich Jude bin und ziemlich gebrechlich, und diese Merkmale sprachen gegen mich. Trotzdem haben mich die Frauen immer gemocht, weil ich Grips habe, und für meinen Körper war das ein Glück.

Wie sich herausgestellt hat, ist die Nachbarin, die bei mir die Wand saubergemacht hat, meine Tochter. Sie ist bildschön.

Zescha kann nicht leiden, wenn ich etwas über das Äußere einer Frau sage. In letzter Zeit ist sie recht giftig. Nicht wegen der Nachbarin, die mir aus reiner Herzengüte behilflich ist. Zescha hat nichts gegen sie, weil sie mir nichts bedeutet.

Zescha hat etwas gegen Gretel, die mich jeden Sonntag besucht und zum Essen abholt. Die ganze Woche über warte ich darauf.

»Warum eigentlich? Was tut sie denn für dich?«

Sie *tut* nichts für mich, obwohl sie es, glaube ich, früher getan hat. Vage erinnere ich mich, daß Gretel mal versucht hat, eine Nacht mit mir im selben Bett zu verbringen, daß sie mir ihren Kopf mit dem dichten, vollen Haar auf die Brust bettete, den Arm über mich legte und nach meiner Schulter griff. Mir war, als müßte ich ersticken. Ich bat sie, auf dem Sofa im Wohnzimmer zu schlafen. Ich war müde, sie gekränkt.

Ich weiß nicht mehr, in welcher Beziehung sie zu mir gestanden hat. Vielleicht waren wir verheiratet. Aber ich weiß, daß ich mich mehrmals verliebt habe.

Beim ersten Mal war ich fünf Jahre alt. Das Mädchen hieß Annula, sie war sieben Jahre alt und stammte aus einer kolossal wichtigen Familie – sie war die Tochter des Bäckers. Sie lebte auf der anderen Seite eines breiten Gewässers, das Hudson River genannt wird. Der Hudson River trennte mein Haus von ihrem Haus in Drohobyc. Nein – zwischen unseren Häusern lag viel mehr als bloß ein Fluß. Ihr Vater war eine gebieterische Gestalt, ganz anders als mein Vater, dieser kleine, hektische Bankier; ihre Mutter war sehr ordentlich, meine war versessen auf Bücher und Musik. Bei uns kämpften Hausmädchen um den Erhalt der Ordnung. Bei Annula roch es nach Kohl, Weihwasser und sauberem Bettzeug. Eine Zeitlang verkroch ich mich jeden Nachmittag in Annulas Küche, während Zescha daheim den Kopf hängen ließ. Meiner Mutter fiel meine Abwesenheit gar nicht auf, sie war viel zu sehr mit Lesen beschäftigt oder debattierte mit

Freunden über eine neue Idee, die ihr eingefallen war.

Dann bereitete sich Annula auf ihre Heilige Kommunion vor, eine Zeit, in der auch die klügsten Kinder zu Fanatikern werden. Sie bestand darauf, mich zu taufen, bevor meine Seele in die Hölle käme. Es handelte sich um eine Notlage, eine Laintaufe war also gerechtfertigt. An einem Sabbatnachmittag folgte ich ihr in das warme, schleimige Wasser des Hudson. Wir standen bis zu den Knien drin. »Tiefer!« befahl sie. Ihr Kleid bauschte sich auf dem Wasser: »Tiefer!« Als uns das Wasser schließlich bis an die Schultern reichte, sagte sie, ich solle den Kopf untertauchen. Sie wollte nachhelfen; sie drückte meinen Kopf nach unten. Nachher sagte sie, dies sei wichtig. Mein Kopf sei groß und jüdisch und benötige eine ordentliche Portion Wasser. Ich spürte das Summen in ihrer Brust, als sie lateinische Gesänge anstimmte, und dann

kämpfte ich mit allem, was ich hatte, gegen meine Liebste. Zuletzt biß ich ihr in die Hand, da ließ sie mich los.

Ich schoß hoch hinauf in den kalten blauen Himmel, und einen Augenblick lang blieb alles so still wie unter Wasser. Dann rann mir das Wasser aus den Ohren, ich konnte Annula lachen hören und konnte nicht aufhören, mit ihr zu ringen, zu kratzen, zu beißen, zu schreien.

Tagelang ließ mich die Panik nicht los. Ich dachte, da ich schon fast gestorben war, könnte mich der Tod immer noch einholen; die Tage, die vergingen, könnten sich als Illusion erweisen. Der Tod war so einfach: eine Mädchenhand wie ein Stahlpoller im Wasser. Mir fiel auf, wie flach mein Atem ging. Würde es einen nächsten Atemzug geben?

Ich wartete, ich zählte. Eines Tages schlief ich nicht und verbrachte den ganzen Tag mit Zählen. An diesem Tag holte ich vierundzwanzigtausend-

vierhundertachtzigmal Luft. Die Zahl schien mir von tückischer Regelmäßigkeit zu sein: durchschnittlich eintausendzwanzig Atemzüge in der Stunde. Wäre ich nicht so aufgeregt gewesen, hätten es auch genau tausend sein können. Am nächsten Tag zählte ich das Blinzeln meiner Augen. Aber meine hinterhältigen Augen wollten nicht blinzeln, wenn sie sich beobachtet fühlten.

In einem Alter, in dem die meisten Menschen ihren Körper als Verbündeten ansehen, als einen Quell der Freude, hatte ich den meinen bereits als Feind identifiziert, als Verräter, auch wenn er scheinbar gut zu mir war. Und die böse Kraft dahinter war die Natur.

Deshalb begann ich mich für die Wissenschaft zu interessieren. Ich verliebte mich in die Natur, wie man sich in eine kalte Frau verliebt, die die Zuneigung, die man ihr entgegenbringt, selten erwidert. Ich beschloß, mein ganzes Leben dem Versuch zu widmen, sie zu verstehen.

Meine liebe Gretel deutet immer wieder an, ich sei desorientiert. Eine lächerliche Vorstellung. Ich weiß genau, daß wir nicht mehr in Drohobyc wohnen, daß wir wegen Zescha und ihrem Talent nach Wien gezogen sind.

Etwa zur selben Zeit, als ich mich auf die Berufung zum Chemiker einließ, begann Zescha, auf dem Klavier herumzuklimpern. Sie war ein zartes, rothaariges Kind mit blaßbraunen, winzig kleinen Augen. Als sie noch gar nicht sprechen konnte, summte sie schon jeden Fetzen Musik nach, der an ihr Ohr drang. Sobald sie laufen gelernt hatte, drückte sie sich immerzu im Salon herum, wo das Klavier stand, und hoffte, jemand werde spielen. Meine Mutter konnte den d-Moll-Walzer von Chopin. Sie spielte ihn immer wieder, ohne je das Tempo oder die Intonation zu ändern. Für die Familie war er ein Hintergrundgeräusch. Nur Zescha nahm ihn ernst. Mit drei Jahren schlug sie meiner Mutter

vor, ihn schneller zu spielen. Die arme Frau konnte nicht. Sie versuchte es und geriet durcheinander, da schlug sich Zescha die Hände an die Ohren und jaulte vor Schmerz.

Ich möchte über meine Mutter nicht mal schlecht denken. Sie war ein Mensch ohne Fehl und Tadel, eine Rabbinki, sie hatte fünf Brüder und war die Jüngste und Klügste von allen. Die Brüder freuten sich über ihre Intelligenz, und wenn niemand hinsah, brachten sie ihr Hebräisch bei. Eines Tages trat sie in der Synagoge dicht hinter ihren Vater und las über seine Schulter hinweg aus der Thora; der Vater gab ihr vor allen Leuten eine Ohrfeige.

Ihre Brüder lachten noch jahrelang darüber. Sie gingen in die Wirtschaft und die Politik; meine Mutter war bildschön und heiratete meinen Vater, ein wohlhabendes, gutmütiges, geistesabwesendes Nervenbündel. Wenn er ihr auf der Straße begegnete, tippte er an seinen Hut, weil

er sie nicht erkannte. Meine Mutter folgte ihren eigenen Interessen, und der d-Moll-Walzer von Chopin gehörte dazu. Daß sie nicht Klavier spielen konnte, war nicht ihre Schuld. Sie weihte sich ganz dem Talent Zeschas, machte es zu ihrer Leidenschaft, und um die Begrenztheit ihres eigenen Repertoires wettzumachen, sorgte sie dafür, daß das von Zescha unerschöpflich wurde.

Zescha debütierte mit sieben Jahren in Lemberg. Mit acht spielte sie in Wien, und danach war sie ständig von gieräugigen, verschwitzten, händereibenden Erwachsenen umgeben, unter ihnen mehrere berühmte Pianisten, die Zeschas aufkeimendes Talent und ihre hübsche Person unter die Fittiche nehmen wollten. Zescha ertrug sie in Ruhe. Sie haßte das Sprechen. Sie sagte: Luft holen, den Mund bewegen und die Luft an den Stimmbändern vorbeischieben – wie anstrengend! Meine Mutter entschloß sich,

mit uns allen nach Wien zu ziehen; Drohobyc war zu provinziell für eine Wunderkindkarriere.

Ich bin nicht desorientiert: ich weiß, daß ich jetzt in New York lebe und nicht in Wien. Und leider Gottes ist das Leben in New York viel schwieriger als das Leben in Wien. Die New Yorker sind Proletarier, die Wiener Kleinbürger. Darin besteht der ganze Unterschied: der Kleinbürger ist irgendwie menschlicher als der Proletarier. In Wien wäre Barbara ins Gefängnis gesteckt worden.

In Wien zog Zescha von einer Festlichkeit zur anderen, gab Konzerte oder sagte einfach nur guten Tag. Ihre Auftritte fanden große Beachtung, weil sie so hübsch war und doch so bescheiden. Ich blieb immer ihr liebster Freund, der einzige Mensch, für den sie überhaupt Interesse entwickelte. Nie versäumte sie, danach zu

fragen, was ich gerade tue, meinen Fortschritten Beifall zu spenden, und stets registrierte sie, mit wem ich befreundet war. Einmal sagte sie: »Ich höre dich so gern reden, es ist wie Musik für mich.«

Aber eines Tages, als sie sechzehn Jahre alt war, klagte Zescha: »Musik sagt mir nichts mehr.«

Sie wollte nicht üben. Sie machte einen Bogen um das Klavier wie ein Hund, den man zwingt, an einem Feind vorüberzugehen. »So wirst du nie Karriere machen!« schimpfte meine Mutter. Zescha sagte nichts. Sie zog sich in einen Sessel im Salon zurück und hat ihn aus freien Stücken nicht mehr verlassen.

Sie hörte auf zu essen. Sie wurde matt und leicht wie ein toter Schmetterling. Sie folgte mir mit schrägen Augen, die sagten: »Küß mich, lieber Bruder. Umarme mich und küß mich, wie du es immer getan hast, als ich noch jünger war.« Und dann sah sie mich nicht mehr an.

Wir liefen von Arzt zu Arzt, es gab ja genug Ärzte in Wien, zwecklos, zwecklos. Weder Freud noch Adler konnten helfen, weder Freund noch Mutter. In einer Anstalt mit zwanzig, taub und gelähmt mit zweiundzwanzig.

Auch als Zescha mit niemandem mehr sprach, war sie immer bei mir. Sie ermutigte mich im Labor, sie hielt mich, wenn ich Katinka umarmte, die Tochter des Konditors neben der Oper. Katinkas Küsse waren O-förmig und schmeckten nach Schlagobers. Ich besuchte sie abends neben den warmen, süß duftenden Backöfen. Eine Empfindung ging über in die nächste, wir aßen frischen Apfelstrudel und küßten uns aufs neue, und zwischendurch lenkte sie das Gespräch auf die Religion. Wie Annula wollte auch sie mich taufen. Ich dachte an Zescha: Ablehnung.

Ich wechselte das Kaffeehaus und lernte Gie-